

5]

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Aha, gelt i g'fall Dir nit! Der junge wär' Dir lieber — desweg'n komm' ich grad, um die Sach' ins Klare z' bringen. — Mein Sohn war heut' abend wieder bei Dir, der Friedl vom Mälzer hat 'n g'feh'n 'rauf gehen. Da ist also nix z' laugne! Du wirst mir erlauben, daß i's Haus visitir und schau, ob er nit noch wo versteckt ist? Denn er ist seit gestern nit heimkommen — irgendwo muß er also 'n Unterschlupf haben. B' ebener Erd' ist er nit, da bin ich schon von außen 'rumgange. Ich werd' also oben schauen. Bleib Du nur bei Dei'm Vater, daß Dir 'n niemand wegtragt. I find mich schon z' recht. Kannst mich ruhig allein gehen lassen, — stehlen thu i Dir nix, wenn i auch sonst alle Untugenden hab' — wär' auch wohl nit viel zum stehlen da!“ Ohne weiteres nimmt er eins der beiden Lichter, die neben dem Todten brennen. — „I bring's gleich wieder,“ sagt er gebieterisch abwehrend, als Wiltraud die Hand danach ausstreckt. Mit schweren Schritten verläßt er das Gemach und geht auf die Suche.

Wiltraud flüchtet sich wie Schutz suchend zu dem geheiligten Leib des todt'n Vaters. „O, Dir wird's wohl sein, wenn D' morgen in Dei' ruhig's Grab kommst, Du armer Leichnam. — Wär' i nur auch so weit, i thät fein' neiden, der noch leben muß.“

Indessen stampft der Bissinger droben herum, daß der dünne Holzboden zittert. Sie hört ihn in seiner barschen Weise Worte mit Sebald wechseln. Jetzt ist er in ihrer Kammer — sie unterscheidet ganz deutlich, wie er an ihr Bett geht und den schweren Strohsack herauswirft. Und sie muß es sich gefallen lassen — das Haus ist ja sein! Ihr Herz schlägt, wie wenn sie rasch einen steilen Berg hinaufstiege, und wie ein Berg liegt es vor ihr. Schweißtropfen perlen auf ihrer Stirn, sie weiß nicht, ist es der warme Tauwind, oder der innere Zorn, was ihr so heiß macht. Das Blut siedet und summt ihr in den Ohren. „Das brauchst aushalten!“ sagt sie mit erstickter Stimme. „Ich hab's doch g'plirt vorhin, daß 'n Unheil ums Haus schleicht.“

Der schwere Tritt geht noch ein paarmal hin und her — endlich stolpert der Bissinger wieder die Treppe herunter und zur Thür herein.

„G'sunden hab' ich 'n nit,“ brummt er und steckt die halbabgetropfte Kerze in den Leuchter zurück. „Ganz voll Wachs ist man worden von dem 'rumzünden!“ schimpft er und kratzt die Flecken von seinen Kleidern. — „Er scheint wirklich nit da zu sein. — Jetzt paß auf — jetzt wollen wir zwei miteinander reden: Wenn D' meinst, Du kriegst den Lenz, da irrst Dich g'waltig! Das bild' Dir nur nit ein, — da giebt's a ganz a einfachs' Wörtl und dös heißt: Nie! Hast mich verstanden? Nie!“ wiederholt er mit einer Schärfe, als sei die Dirn ein Baum und er müsse das Wort in sie hinein-schneiden.

„I hab's verstanden,“ sagt sie wie abwehrend, denn der Schnitt ist ins Mark gedrungen und schon quillt das verwundete Leben aus dem jungen Stamm.

„Aber Du glaubst's nit, Du meinst doch immer, Du seist gut g'nug für den Sohn vom Hochbräu!“

„Warum sollt i's nit meine, wann i doch nit zu schlecht für den Vater g'wesen wär'?“

„Das ist a g'waltiger Unterschied,“ sagte Bissinger etwas verlegen. „Ich bin a g'machter Mann, der Lenz soll erst einer werden. Daberzu braucht man a Frau von Vermögen und Ansehen. Ein Mensch wie der Lenz, a reicher, sauberer, auf-g'wedter Bursch — kann jede krieg'n, bis zur Amtmanns-tochter! I bin 'n älterer Wittmann, den nit a jede mehr nimmt, aber ledig bleiben will ich auch nit mit meine neun- und fünfzig Jahr, und wenn der Lenz heirath', seß ich 'n ein und privatist. Da ist's nachher ganz gleich, wem ich nimm und mit w a s ich mir die Zeit vertreib. — Dös ist grad wie 'n abdanter König, der kann auch heirathen, wem er will. Desweg'n hätt ich Dich heirathen können, aber der Lenz nit. Und ich thu's auch jetzt noch — wenn D' willst. Was ich amal g'sagt hab', halt' ich — ich bin 'n Ehrenmann!“

Jetzt schlägt Wiltraud eine bitter-höhnische Lache auf: „No, wann man dös an Ehrenmann heißt — nachd' möcht' i an Spizbuab sehen! Dös ist grad, wie wann mer einem, den's recht dürst, den Krug vom Mund nimmt und trinkt 'n ihm selber aus, so machst es Du Dei'm Sohn! Das ist a Vater, vor so ei'm bewahr ein'n Gott! Da ist mir mei armer Vater im Grab lieber, wann er mir auch nix hinterlassen hat wie Schulden — als a solchener reicher, mit're ganzen Million — wann er dem eignen Sohn sein Madel abwendig machen will, pfui Deusel!“

„Was, — ausspucken vor mir?“ leuchte Bissinger, sein wachsgelbes Gesicht wird weiß vor Wuth, sein schlaffer Körper bebzt. „Das hab' ich jetzt für mei Gutheit, daß ich so narret war und hab Dir 'n Heirathsantrag g'macht! Hast aber recht, daß D' mich noch verhohmactest, 's war auch dumm g'nug, es hätt 's gar nit braucht! — denn so eine wie Du heirath't man über haupt nit!“

„Hochbräu —!“ schreit das Mädchen an allen Gliedern zitternd.

„Ja, häum Dich nur auf! Was bist denn Du, daß Dir so viel einbild't? A Müllerstochter ohne Mühl, a g'lumpete Dirn, die für Geld a Les thun muß!“

„Hochbräu — hör auf!“

„Meinst, ich lass' mir von Dir's Maul verbieten und wann D' mir noch so a paar Augen himmachst? Jetzt reb' ich und Du hörst zu. Ich werd' Dir 'n Meister zeig'n! Uebermorgen ist Amtstag, da kommt der Notar und findet die Uebernahm' von dem Haus da statt. Am Dienstag schick' ich Dir den G'richtsvollzieher zur Pfändung. Nachher nimmst Deine paar G'wandeln, das ist Dei' Kompetenz und dann stehst auf der Straß — ohne Erbarmen! Der Lorenz kommt fort, und wenn er nicht gutwillig geht, so wird ihn's der Herr Pfarrer schon lehren. — Nachher kannst Dei'm kränklichen Bruder betteln helfen, bis D' amal 'n Dienst findest. Und dös ist nicht so leicht heraußt im Farnwinkel und noch derzu im Winter, wo's lei Feldarbeit giebt.“

Wiltraud stöhnt bei der Erwähnung ihres kranken Bruders laut auf und bricht in Thränen aus.

„Aha! Jetzt wird der Vogel zahm. Du siehst, ich — hab' Dich in der Hand, Du kannst Dich sperren wie D' willst, jetzt hast nur noch eine Wahl, wann D' nit hmitsammt Dei'm Bruder bei die Bauern auf der Streu schlafen und ums Brot betteln willst, — heirathen hast mich nit wollen — jetzt kommst als Magd zu mir und dienst die Schulden von Dei'm faulen verkommenen Vater ab.“

Wiltraud streckt die Hand aus, als wollte sie die Worte ihres Feinigers in der Luft aufhalten. „Jetzt ist's g'nug, Bissinger! Ich hab's ausgehalten, so lang's nur über mich hergegangen ist, aber wenn's an mein Vater geht — da hört's bei mir auf! — Fürcht'st Dich denn nit der Sünden, Bissinger, hier an sei'm Sarg mein' Vater 'n faulen verkommenen Mann z' heißen? Bist denn Du noch a Mensch mit 'n menschlichen G'fühl?“ Sie stößt das Fenster auf — der Mond beleuchtet mit grausamer Deutlichkeit die Trümmer des zerfallenen Mühlwerks. „Da schau 'naus, — da liegt die todt' Mühl und dort der todt' Müller — beides durch Dei' Schuld, und Du stehst dazwischen und bringst es übers Herz — den Mann noch z' verleumben? Wo nimmst nur den Athem her für so a Wort? 'n andern Menschen thät's halber ersticken, eh' er so was rausbrächt — in 'n Trauerhaus über ein'n, der sich immer verteidigen kann! Fürchtst Dich nit der Sünden? Fürchtst nit, der Todte kunn't d' Hand aufheben und Dir drohen? — Mei armer Vater, der so geduldig g'litten und darbt hat und nie was verlangt und nie g'jammert, — warum hat er denn nix mehr g'schaft? Weil d' ihm Du mit Deiner Kunstmühle sei Klein's G'schaft ruinirt hast, daß er nix mehr z' mahlen g'habt hat und zur Feldarbeit warerz' schwach! — Schau nur hin, schau's nur an, das arme abgezehrte Gesicht und sag's noch amal, wenn Di traußt und nit Angst hast, daß es der Todte im Schlaf hört und Dich bei unserm Herrgott verflagt!“

Sie hat den Entsetzten bis dicht zu Füßen der Bahre gezerzt, dort läßt sie ihn stehen und reißt die Thür auf: „Und jetzt hast lang g'nug den heiligen Todesfrieden g'stört — jetzt mach, daß D' außer kimmst —! Und damit D' Dir künstig jede Müh' sparst, gib i Dir dös noch auf 'n Weg

mit: Grad so viel wie i Dein Sohn lieb hab' und ewig lieb b'halten werd', grad so verhaßt bist Du mir für Zeit und Ewigkeit. — Und lieber will i betteln für mich und mein' armen Bruder, — lieber unter freiem Himmel, auf'm offne Feld schlafen und Hunger und Noth leiden, als von Dir a Stück Brot und 'n Platz auf der Ofenbank! — Und jetzt 'naus — wir zwei haben ausg'redt!"

Dem Hochbräu schwindelt, — er wankt an dem Todten vorbei, ohne ihn anzusehen, — so groß ist die Macht des Mädchens in diesem Augenblick, daß er keine Widerrede mehr findet. Nur unter der Thür ballt er noch einmal die Faust und stammelt, nach Athem ringend: „Das wirst Du mir bezahlen.“

Wiltraud schließt stumm die Thür hinter ihm. Dann kniet sie bei der Leiche nieder und küßt die kalten Hände ihres Vaters.

Der Bannspruch.

Eine warme Spätherbstsonne ist über der Welt aufgegangen. Sie hat den Schnee gänzlich weggeschmolzen, daß die Erde wieder braun ist und die herbstlichen Matten grün sind und scheint lächelnd sagen zu wollen: „Es war nicht so ernst gemeint — ich bin schon noch da!“ Aber vergebens strahlt sie zu den kleinen Fenstern der todten Mühle herein, dort antwortet ihr kein Lächeln. Das Mädchengesicht, das sonst ihren Schein rosig zurückstrahlte, ist über Nacht aschfahl und wie um zehn Jahre älter geworden, — die Lider der glänzenden Augen, in denen sie sich gespiegelt, sind heute müde gesenkt, und das lockige Haar, das sie mit rothbraunem Schimmer vergoldet, klebt feucht und dunkel um die bleiche Stirn. — Ein Reißglein, das ihr sonst entgegengejubelt, rührt sich auch nicht. Es liegt todt in seinem Käfig — sie haben's gestern zu füttern vergessen in all' der Drangsal. Wiltraud hat's soeben entdeckt und die Thränen rinnen ihr über die Wangen. Sie nimmt's heraus, sie haucht's an und hält's in der warmen Hand, — vergebens — es bleibt kalt und steif. Arm's Vogele, hab'n wir Dich vergessen? Lieber Gott, rech'n mir's nit an! 's war ja auch 'n anvertraut's Klein's Leben und 'm Vater sei einzige Freud! Aber weil er's halt immer g'füttert hat, d'rum war man's auch nit g'wohnt, wie's Ubraufziehen, — und gestern —! Ach — sie wischt sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie die furchtbare Erinnerung wegwischen. — Sie drückt sanft ihre Lippen auf die Brust des Thierchens. „Verzeih mir's, verzeih! I hab's nit gern 'than!“ schluchzt sie leise. Dann trägt sie das Vögeln zu dem Todten hin und legt es ihm auf die Brust, zwischen die Blätter des Straußes, daß das Köpchen herauschaut wie lebendig: „Da geh mit Dei'm Herle — hinüber!“

Die Uhr steht — der Vogel todt — jetzt ist's still im Haus. —

Aber nicht lang währt die Stille, — der müden Seele Wiltraud's ist noch kein Ausruhen gegönnt. Die Thür wird mit zitternder Hand aufgerissen und Sebald ruft herein: „Der Schreiner kommt mit dem Sarg.“

Wiltraud wird, wenn's möglich ist, noch blasser als zuvor. Tiefe blaue Ringe legen sich um ihre Augen, das schöne Gesicht ist eingefallen und die Züge werden scharf und starr.

„Jetzt nimm Dich z'samm“, sagt Sebald leise, „jetzt kommt das Schwerste, das Abschied nehmen! Aber es muß ja sein!“

Keuchend und oftmals stöhnend, schiebt der Schreiner den Karren mit dem Sarg herauf, und nebenher geht die Todtenfrau zum Helfen beim Hineinlegen des Leichnams. Aber da hat sie sich verrechnet, denn so wenig wie sie bei ihm wachen durste, so wenig darf sie jetzt etwas thun.

„Meinen Vater rührt niemand an, als mein Bruder und ich“, sagt das Mädchen mit solcher Bestimmtheit, daß da keine Widerrede ist. Der Sarg wird in den Hausgang gestellt und die Geschwister gehen hinein, die Leiche herauszutragen. „Komm Vater“, sagt Wiltraud zärtlich, als gälte es einen Kranken in ein andres Bett zu heben, und faßt ihn unter den Armen. Sebald nimmt die Füße und so tragen sie ihn behutsam heraus und legen ihn in „das andre Bett.“

Da entdeckt das Leichenweib den Vogel: „Jesus Maria, was hab't's denn da? A Zeiserl — a todt's! Des werd's doch nit mitbegraben wollen?“

„Ja freilich!“ sagt Wiltraud.

„Ja, i bitt Dich, das darfst doch nit, — a Thier in a christlich's Grab, — was fällt Dir doch ein!“

„O mei!“ ruft Wiltraud: „Da kommen andere Leut in a

christlich's Grab, die nit so rein und so unschuldig sind wie das Vogerl! Warum soll denn das Thierl, das nit gethan hat als g'unge und mein' armen Kranken sein jammervoll's Leben erheitert, nit auch mit sei'm Herrn auf'm Gottsacker liegen?“

„Der Gottesacker ist nur für die Menschen, da g'hört kei Thier hin!“ deklamirt das Leichenweib salbungsvoll.

„Ja natürlich, weil wir Menschen so viel besser sind!“ höhnt Wiltraud mit der ganzen Bitterkeit ihres mißhandelten Herzens: „Dös unschuldig Vogerl soll 'n Kirchhof b'schandel'n, aber die Menschen begrabt man mit'm großen G'laut und erster Klaff', wann sie's zahlen, sie mög'n so schlecht sein wie sie woll'n!“

„Jesus, Jesus — am Todtenschrein vom Vater —“ jammert das Weib mit gerungenen Händen, — „so lästern!“

„Ja, Ihr könntet ein'n zum Lästern bringen“, murmelt Wiltraud dumpf.

„Thun wir den Vogel 'raus, daß wir zunageln könne“, meint der Schreiner und greift danach, um ein Ende zu machen.

„Nein, der Vogel bleibt drin, — der wird nicht ang'rührt! Mei Vater hat das Thierl gern g'habt — es ist g'storben mit ihm und 's kommt mit ihm ins Grab! — Mach nur den Sarg zu Schreiner!“

„Dann muß i's anzeigen!“ droht das Weib, froh, seine Bosheit dafür auslassen zu können, daß sie nicht die zwei Nächte wachen und beten gedurft.

„So zeigt's an, Gruberin — 's geht in ein'm hin!“

Jetzt hebt der Schreiner den Sargdeckel vom Karren und holt die Werkzeuge zum Zunageln hervor.

Da dringt der Schmerz in einem letzten erschütternden Schrei aus der gequälten Brust des Mädchens. Noch einmal wirft sie sich über den Sarg hin: „B'hüt Dich Gott, Vater!“ Dann wankt sie, — stürzt und das Leichenweib fängt sie auf. — Der Bruder liegt auf den Knien neben dem Sarg und der Schreiner nagelt jetzt zu.

Die Frau läßt Wiltraud auf eine Bank nieder und geht, etwas Stärkendes zu suchen. Aber mit leeren Händen kommt sie zurück: „Das sind arme Fretter“, sagt sie leise unter der Hausthür zum Schreiner. „Nit amal 'n Schnaps hab'n i' im Haus und in der Kuchl ist kei Feuer, der Herd ist eiskalt, d' Gais auch noch nit g'molken — die hab'n heut noch gar kein Kaffee locht. — Da kannst schaug'n, daß D' Dein Geld kriegst! I bin nur froh, daß i nit bet't hab', sonst hätt' i's au für nit thuen dürf'n!“

„Da hast Dei Geld für'n Sarg, — jetzt plag die Leut' nit —“ sagt eine Stimme und ein unbekannter Mann, das Gesicht von einem breitrempigen Hut beschattet, drückt dem Schreiner eine entsprechende Summe in die Hand.

„Dank schön!“ sagt dieser erstaunt. „Wer seid's denn Ihr?“

„Das braucht Euch nit z'lümmern — i bin nit von hier“, erwidert der Fremde kurz. „Und was kriegst Du?“ fragt er das Leichenweib.

(Fortsetzung folgt.)

Nansen's Nordpolfahrt.

(Nach dem von Nansen in der Festsitzung der Gesellschaft für Erdkunde gehaltenen Vortrage.)

(Schluß.)

Raum hatten sie den schweren Entschluß der Ueberwinterung gefaßt, als sie auch rüstig ans Werk schritten, um die Vorbereitungen für den Winteraufenthalt zu treffen. Am Nahrung brauchten sie nicht in Sorge zu sein; denn die kam in Gestalt von Eisbären in reichlicher Fülle zu ihnen. Diese Thiere erwiesen sich als ein leicht jagdbares Wild, dessen Fleisch die beiden einsamen Männer immer reichlich versorgte. Auch die Walrosse, die sie in großer Zahl zu Gesicht bekamen, zeigten sich so wenig scheu, daß sie mit größter Bequemlichkeit Photographien von ganzen Gruppen dieser plumpen Thiere erhalten konnten; ihr Thran bot ein schätzbares Material zum Eraten des Fleisches.

Aber wo sollten sie wohnen? Sie bauten sich aus Steingeröll und Moos eine Hütte, die sie mit Schnee und Eis umkleideten. Als Material für den Schornstein benutzten sie ebenfalls Schnee und Eis, ein zwar etwas merkwürdiges, aber zur Winterszeit in jenen Breiten doch ganz haltbares Material. Freilich mußte der Schornstein dreimal während der langen Winternacht erneuert werden. Die Hütte war so hoch, daß Nansen an einer Stelle aufrecht stehen konnte; ihre Länge betrug 6 Fuß (2 Meter), und sie war so breit, daß die beiden Reisenden beim Liegen mit dem Kopfe die eine, mit den Füßen die andere Wand berührten. In dieser Behausung, in der die Temperatur niemals über 0 Grad stieg, wohnten die beiden Männer während des ganzen Winters bis zum Mai des folgenden Jahres. Das Schrecklichste war, daß sie nichts zu thun hatten. „Wie sehnten

wir uns danach, erzählt Nansen, irgend ein Buch zu lesen; denn ein Kalender und eine Logarithmentafel sind auf die Dauer nicht unterhaltend. Wenigstens 20 Stunden täglich brachten wir in unseren Betten zu, die freilich nur aus großen, harten Steinen bestanden, und unsere Hauptbeschäftigung war, unseren Kopf in die aller verschiedenste Lage zu bringen, um diejenige herauszufinden, in der er von den Steinen am wenigsten gedrückt wurde“.

Auch das Weihnachtifest 1895 wurde hier gefeiert; Johansen hatte zu Ehren des Tages sein Hemd umgewendet. Nansen that das Gleiche und wechselte außerdem die Unterhosen; ferner wusch er sich, indem er die in warmem Wasser aufgeweichten Unterhosen als Schwamm und Handtuch zugleich benutzte. Als Festbraten verzeichnet das Tagebuch Fisch, Thran als Butter und als Süßigkeit in Thran gebadenes Brot. Morgen, heißt es weiter, werden wir Schokolade und Brot haben. Auch die Sylvesterfeier 1895 verzeichnet das Tagebuch; Nansen erging sich an diesem Tage in ernstlichen Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit.

Endlich kam der Frühling mit Sonnenschein und Vogelgezwitscher und erweckte die Hoffnung, nun bald wieder südwärts reisen zu können. Doch waren die Vorbereitungen zur Reise nicht leicht. Da die Kleider sehr abgenutzt und mit Thran und Fett beschmiert waren, machte sich jeder einen neuen Anzug aus zwei wollenen Decken; ferner wurden die Unterkleider gewaschen und auch die Männer selbst wuschen sich. „Niemals,“ sagt Nansen, „bin ich mir so bewußt geworden, was für eine glänzende Erfindung die Seife ist.“ Sie schabten sich den Schmutz mit Messern vom Körper; die Kleider wurden in warmem Wasser aufgeweicht und ebenfalls vorsichtig mit Messern abgeschabt. Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und am 19. Mai 1896 konnten sie aufbrechen. Da sie keine Hunde mehr hatten, so mußten sie ihre Schlitten selbst ziehen. Daher ging es langsam vorwärts. Am 12. Juni kamen sie bei Franz-Josephs-Land endlich in offenes Wasser, so daß sie wieder die sicherste Hoffnung hatten, in diesem Jahre nach Spitzbergen hinüber zu gelangen.

Am diesem Tage, dem 12. Juni, erlebten sie einen Zwischenfall, der sie an den Rand des Unterganges brachte. Sie waren aus den Booten gestiegen, um Umschau zu halten, als Johansen plötzlich ausrief: „Halt! da treiben unsere Kajaks.“ Die Fangleinen, mit denen dieselben befestigt waren, hatten nachgegeben, und sie trieben mit dem Winde vom Lande fort. Schnell warf Nansen einige Kleidungsstücke ab, um leichter schwimmen zu können und stürzte sich ins Wasser; aller Kleidungsstücke hatte er sich nicht entblößen wollen, um nicht im Wasser einen Krampf zu bekommen. Daher war das Schwimmen sehr anstrengend, und es schien außerordentlich zweifelhaft, ob er die Kajaks erreichen würde. Aber in ihnen schwamm ihre ganze Hoffnung, ihre Vorräthe und Waffen; nicht einmal ein Messer hatten sie bei sich. Daher schwamm er mit der größten Anstrengung weiter, abwechselnd auch auf dem Rücken liegend; denn ob er einen Krampf in dem eiskalten Wasser bekommen hätte oder ohne die Boote umgekehrt wäre, wäre im Erfolg ganz gleich gewesen; ohne die Boote waren sie eben verloren. Als er auf dem Rücken schwamm, sah er Johansen am Lande ruhelos auf und ab laufen; helfen konnte dieser ja seinem schwimmenden Freunde nicht, und es wäre auch nutzlos gewesen, wenn er sich ebenfalls in das Wasser gestürzt hätte. Später gestand er Nansen, daß dies die schrecklichsten Augenblicke seines Lebens gewesen wären. Nansen erreichte schließlich die Kajaks, und trotz seiner steif gewordenen Glieder gelang es ihm nach unsäglichen Anstrengungen, hineinzuklettern und sie wieder ans Land zu bringen. Johansen versuchte, ihn durch gründliches Reiben zu erwärmen, und steckte ihn in den Schlafsack. Nach einigen Stunden fühlte Nansen auch die Wärme und Beweglichkeit seiner Glieder zurückkehren, und am nächsten Morgen befand er sich wieder ganz wohl.

Als er einige Tage später ausgegangen war, hörte er unter den tausenden von Vogelstimmen einen fremdartigen Ton, nämlich Hundegebell; der Ton verlor sich, kam wieder und wurde dann sehr deutlich. Schnell wachte er Johansen und sagte ihm; er hätte Hunde gehört; dann eilte er auf Schneeschuhen zum Lande und traf dort einen Mann, den Amerikaner Johnson. Die erste Frage der beiden so unerwartet mit Menschen Zusammengetroffenen war die, ob sie sich nicht waschen könnten; zwei Photographien Johansen's, eine vor, eine nach der Waschung aufgenommen, erklären diesen Wunsch sehr deutlich.

Sechs Wochen blieb Nansen mit seinem Begleiter auf Franz-Josephs Land bei Johnson. Am 7. August verließen Nansen und Johansen den gastfreundlichen Amerikaner, um auf einem Schiffe nach Norwegen zurückzufahren, wo sie ohne weiteren Unfall am 13. August in Bardö anlangten. Nun ging die Reise an der norwegischen Küste weiter; am 20. August erhielt Nansen in Hammerfest ein Telegramm, daß die Fram in Tromsø angekommen sei. „Lange Zeit, erzählt er, kamen mir die ganzen Erlebnisse und diese neueste Nachricht wie ein schöner Traum vor; aber schon am Tage darauf konnte ich wirklich wieder allen wackeren Männern der Fram die Hände schütteln, und die Expedition war wieder vereinigt.“

Seit Nansen die Fram im März 1895 verlassen, war das Schiff im Polareise in verschiedenen Zickzackwindungen weiter in nordwestlicher Richtung getrieben; im November hatte es beinahe den 86. Breitengrad erreicht, worauf die Eisdrift eine südliche Richtung nahm. Am 19. Juli 1896 konnte die Besatzung der Fram in einer Breite von 83 Grad beginnen, das Schiff vom Eise loszuarbeiten; nun kamen sie bald in offenes Fahrwasser und kehrten, nachdem sie

Spitzbergen angelaufen, nach Norwegen zurück, wo sie am 20. August in Tromsø eintrafen. Dort mit Nansen wieder vereinigt, fuhr die Expedition die Küste entlang und traf am 9. September wohlbehalten in Christiania ein.

Was nun die wissenschaftlichen Resultate der Expedition betrifft, so sind dieselben ganz bedeutend. Sowohl die Ansicht, die von vielen Nordpolfahrern vertreten wurde, daß in der Polgegend sich ein ausgedehntes Land befindet, als auch die andere Meinung, daß der Pol von einer ewigen, unbeweglichen, starren Eiskappe überdeckt sei, deren Größe nach den Jahreszeiten sich etwas ändere, sind als Vorurtheile erwiesen. Der Nordpol liegt vielmehr in einem über alle Erwartung tiefen Meere, das allerdings dauernd von Eis bedeckt ist; aber dieses Eis ist in beständiger Bewegung. „Das Polareis, mit diesen Worten schloß Nansen seinen interessanten Vortrag, ist ebenfalls nur ein Glied in der endlosen Kette der Wechselerscheinungen im ewigen Kreislaufe der Natur, und das Eis ist so unruhig und unbeständig, wie nur irgend eine menschliche Theorie.“
Bt.

Kleines Feuilleton.

Ein neues Mittel, den Arzt umsonst zu konsultiren, hat nach der „Deutsch. Med. Ztg.“ eine sehr reiche, geizige Amerikanerin gefunden. Sie fürchtete, die Brightsche Krankheit zu haben, wollte aber den Arzt nicht eher konsultiren, bis sie die Gewißheit davon erlangt habe. Die Harnanalyse ergab nichts; in einer Poliklinik fürchtete sie als zahlungsfähig erlauft zu werden, also — stellte sie bei einer Versicherungsgesellschaft den Versicherungsantrag. Zwei Vertrauensärzte untersuchten sie auf das gründlichste; sie wurde benachrichtigt, daß nach dem ärztlichen Attest der Versicherung nichts im Wege stehe, und — über ihren Gesundheitszustand nunmehr beruhigt, antwortete die Millionärin einfach, daß sie sich die Sache anders überlegt habe. —

— Ueber das Seebeben von Kamaishi am 15. Juni v. J., durch das innerhalb weniger Minuten ca. 27 000 Menschen ihr Leben verloren, 5000 verwundet und ca. 7600 Häuser zerstört wurden, hat Professor J. Rein in Bonn eingehende Studien gemacht. Seine durch graphische Darstellungen erläuterten Ergebnisse erscheinen soeben in Petermann's Mittheilungen (43. Bd. II) und bringen zum ersten Male eine zuverlässige und erschöpfende Darstellung jener schrecklichen Katastrophe, die am Abend des 15. Juni die Nordostküste der japanischen Insel Honde heimsuchte. Aus der Begrenzung des Katastrophengebietes (Miyage-Ken, Iwate-Ken und Aomori-Ken, drei Regierungsbezirke, deren Küstenorte sämtlich von den hereinbrechenden Fluthwellen heimgesucht wurden, am stärksten aber Kamaishi), und weil die Zerstörung nicht von einer Seezeitenfluth, sondern von einer mächtigen Erschütterung des Meeresbodens bei Kamaishi herrührte, hat das Ereigniß die Bezeichnung „Das Seebeben von Kamaishi“ erhalten. Nach den von der japanischen Regierung aufgestellten selbstregistrirenden Fluthmessern haben wir über die enormen Fluthhöhen, welche die Erschütterung des Meeresbodens verursachten und die schrecklichsten Verheerungen herbeiführten, zuverlässige Aufzeichnungen. Der eine Fluthmesser zeigte um 8 Uhr abends 80 cm. über Null. Nach 25 Minuten war er um 20 cm. heruntergegangen. Statt aber nun weiter zur Ebbe herabzugehen, stieg er plötzlich wieder um 140 cm. und fiel dann nach 5 Minuten ebenso rasch. Diese enormen Wasserstandsbebewegungen wiederholten sich dann während der folgenden 16 Stunden alle 4—5 Minuten. Der höchste Wasserstand mit 250 Zentimeter über Null wurde 11 Uhr abends erreicht. Eine so enorme Höhe erreicht er an der Küste sonst auch bei der stärksten Springfluth nicht. Am Land kündigte sich die Erscheinung durch dumpfe Töne, wie fernes Sturm- und Meeresbrausen, an, das immer näher kam und zuletzt wie starkes Geschützfeuer klang. Alsbald folgten rasch aufeinander die verheerenden Wogen, 10—15 Meter hoch sich aufbäumend und alles vernichtend, was sie fanden. Allein in vier besonders schwer heimgesuchten Orten wurden 12 000 Menschen getödtet, über 1400 verwundet und 3052 Häuser zerstört. —
(„Böf. Ztg.“)

Völkerkunde.

— Ueber die Bewohner von Arnhem's Land (Nord-Australien) erzählt der norwegische Reisende Knut Dahl, der sich 1895 neun Monate unter ihnen aufgehalten, folgendes: Die wichtigste Waffe der Eingeborenen ist der Speiß, dessen Schaft von Bambus und dessen Spitze entweder aus Holz oder aus Stein ist, und der nicht direkt mit der Hand geworfen wird, sondern vermittelt eines Wurfbolzes. Der Bumerang ist in Arnhem's Land ursprünglich nicht einheimisch und findet sich nur selten. Die Frauen tragen auf den fortwährenden Wanderungen meist einen Feuerbrand in der Hand und erneuern diesen ständig. Ihnen liegt die Sorge für Beschaffung der vegetabilischen Nahrung ob. Aus der durch fünfzigiges Entwässern von ihrem Gifte befreiten Frucht der *Cyas media*, deren breiartiger Inhalt in Baumrinde gethan und dann geröstet wird, bereitet man eine Art Brot, das trotz seines widerlichen Geruchs ganz leidlich schmeckt. Die Frauen besitzen im Einsammeln der Vegetabilien eine außerordentliche Fertigkeit; einzelne Stämme hauen ihnen die Zeigefinger der linken Hand im zweiten Gliede ab, damit die Hand spitzer und zum Einsammeln der Wurzelfrüchte geeigneter wird. Die Männer sorgen für animalische Nahrung, nach welcher diese Stämme so begierig sind, daß sie in Zeiten der Noth bisweilen zum Kannibalismus ihre Zu-

flucht nehmen. Zum Erlegen der Thiere werden nur selten Wurf- oder Schießwaffen aus der Entfernung angewandt. Vielmehr spielt hierbei ihre außerordentliche Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen die Hauptrolle. Dahl sah, wie ein Eingeborener, der sich von ihm ein Gewehr erbeten hatte, ein Känguruh 3 Kilometer weit verfolgte und es erst dann erschoss, als es vor Ermattung zusammenbrach. In manchen Gegenden sind die Leute fast ausschließlich auf Fische angewiesen. Eine eigenartige Fangart derselben besteht darin, daß giftige Wurzeln in kleinere Wasseransammlungen geworfen werden, worauf die Fische betäubt an die Oberfläche kommen. Das religiöse Leben der nordaustralischen Stämme befindet sich auf rudimentärster Entwicklungsstufe. Als Urheber des Todes sehen sie eine Art Teufel (Barrang, Wurrang oder Bolongo) an, den sie sich unter der Gestalt eines Krotobils, eines tigerähnlichen Geschöpfes oder eines Zwerges mit glänzenden Augen vorstellen, dessen Spuren man bisweilen zu sehen bekommt. Trotz ihrer fortwährenden Furcht vor dem Tode sehen die Australier demselben ruhig und standhaft entgegen, sobald er unvermeidlich ist. Die Möglichkeit der Rückkehr Verstorbener steht auch ihnen wie allen Naturvölkern fest. Die Leichen erwachsener Personen werden deshalb mit einem Pfahl durchbohrt, damit sie nicht wiederkehren und ihren Feinden Schaden können, während dies bei Kindern nicht geschieht, weil man annimmt, daß diese noch keine Feinde haben. Bei manchen Stämmen spielt der Totemismus eine solche Rolle, daß nicht nur der Stamm, sondern jedes einzelne Individuum ein bestimmtes Thier als seinen Bruder ehrt, den zu tödten man sich aufs äußerste scheut. Die großen Versammlungen der Stämme (Korroboreen) finden alljährlich im Herbst statt. Die Verhandlungen, bei denen es sich meist um die Entführung von Weibern handelt, werden durch Dolmetscher geführt; nicht selten findet dabei Blutvergießen statt. Den Beschluß aber bilden immer Festlichkeiten, die mit Tanz, Musik und Gesang gefeiert werden. Da zuviel Kinder besonders auf den ewigen Märchen lästig sind, grassirt auch der Kindermord. Die Männer heirathen erst mit 30—40 Jahren. Monogamie ist die Regel. Zählen können die Nord-Australier nur bis 5. —

Archäologisches

— Ein österreichisches archäologisches Institut wird in Wien errichtet werden. Das Institut soll zu Beginn des Jahres 1898 ins Leben treten. Aufgabe dieses archäologischen Institutes soll bilden: die Leitung und Ueberwachung der vom Staate unternommenen oder gesörderten Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiete der klassischen Archäologie, die Veranstaltung archäologischer Reisen, Expeditionen und Grabungen, die Herausgabe von Publikationen und Werken, die Oberleitung der selbständigen staatlichen Antikensammlungen, die Ueberwachung aller staatlich subventionirten Grabungen und die Studienleitung der österreichischen Reifestipendiaten im Auslande hinsichtlich ihrer archäologischen Studien. An die Spitze des Institutes soll ein Direktor berufen werden, welchem das erforderliche Hilfspersonal, darunter vier Sekretäre mit Staatsbeamten-Charakter, beigegeben würde. Die Sekretäre werden nach Bedarf auch im Auslande, und zwar zunächst in Athen und im Orient, verwendet werden. Ferner sollen dem Institute als Mitglieder angehören: die Professoren der archäologischen Wissenschaft an sämtlichen österreichischen Universitäten, die Vorstände der selbständigen staatlichen Antikensammlungen, schließlich eine Anzahl vom Minister für Kultus und Unterricht eigens hierzu berufener Persönlichkeiten. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber die Lebensweise des Krebses veröffentlicht der Krebszichter Heyking in der „Tägl. Rundsch.“ einige interessante Einzelheiten. Jeder Krebs hält, wie Heyking feststellte, indem er Krebse zeichnete, immer ein bestimmtes Revier inne. Niemals nimmt der Krebs, entgegen der allgemeinen Meinung, Faulendes und Stinkendes, frisches Fleisch im Nothfall, frische Fische und abgestreifte Frösche am liebsten, ferner besonders kalkhaltige Pflanzen, Alee, Luzerne, Esparglette, Schoten. Er verzehrt auch seinen eben abgeworfenen Panzer. Die Krebse häuten im Sommer mehrere Male, im ersten Jahre sieben- bis achtmal, im dritten nur noch zweimal. Die Aefung ist darauf von Einfluß. Vorher sind sie matt, nachher besonders lebhaft, voll augenscheinlichen Wohlbehagens. Das Sprengen des Panzers ist für ihn augenscheinlich schmerzhaft. Der Krebs dehnt sich, der Panzer platzt in der Rückenrinne, und der Krebs schlüpft aus; Scheere und Schwanz zieht er dann aus wie Schuhe und Strümpfe. Jeder Krebs hat seine eigene Höhle, in die er sich beim Eintritt kälterer Witterung zurückzieht. Der Krebs hält keineswegs einen Winterschlaf oder erstarrt, wie wohl vielfach noch geglaubt wird, sondern geht, je kälter es wird, um so tiefer auf den Grund. In Schweden geht man auf dem Eise zum Krebsfang, als Köder frische gespaltene Fische benutzend. Der Krebs hat zahllose Feinde: alle Fischräuber (Hecht, Barsch, Zander und Wels), Frösche und selbst Hunde, der Krebspest gar nicht zu gedenken. Weider haben die kleinen Krebschen keinen größeren Feind als ihre eigenen Eltern, die sie verschlingen, wo sie ihrer habhaft werden. Gerade deshalb ist künstliche Krebszucht so schwierig. Der schlimmste Feind des Krebses ist aber doch der Mensch. Hier wird die unheimliche Regel, die sich allgemein eingebürgert hat, dem Krebs besonders verderblich, nämlich, daß der Krebs in den Monaten „ohne

er“ gegefessen werden müsse. Heyking erklärt, daß gerade die Monate Mai, Juni, Juli, August und außerdem November gefesliche Schonzeiten sein müßten; im September und Oktober könnten beide Geschlechter gefangen, in allen übrigen Monaten sollten aber nur männliche Krebse in den Handel gebracht werden. Belanmtlich kann der Krebs auch außerhalb des Wassers längere Zeit leben. Im Keller kann er nach Heykings Erfahrungsungen fünf und noch mehr Tage ohne Schaden aufbewahrt werden, während er im Sonnenlicht am Land in einigen Stunden, im Wasser in ein bis zwei Tagen stirbt. —

Technisches.

— Zerlegbare Häuser. Im Wiener Ingenieur- und Architekten-Verein wurde unlängst ein Vortrag über die Erfindung des Wiener Zimmermeisters Brunner gehalten. Die Erfindung ermöglicht die Aufstellung von zerlegbaren Wohnhäusern in der kürzesten Frist ohne Werkzeuge und mit Arbeitern, die nicht die geringste Vorkenntnis eines Baugewerbes besitzen. Der Witz des Richter'schen Baustatens ist hier im großen ausgeführt. Gleiche, immer ineinander passende Holztheile ermöglichen durch ihre Zusammenstellbarkeit rasch die komplette Aufstellung eines Hauses. Die Wände und Tafeln leicht und beliebig vertauschbar sind, so können Zimmer abgetheilt, Veranden dem Baue angefügt und je nach der Tageszeit in die Sonnenseite gerickt werden. Holzwillen, Jagdhäuser im Gebirge können auf diese Weise leicht aufgestellt werden. Auch bei Errichtung von Baracken, Spitälern u. kann die Erfindung gute Dienste leisten. —

Humoristisches.

— Ein Schwertschlucker. Der Schauspieler Paroché befand sich in der Garderobe beim Anziehen, als plötzlich der Direktor eintrat. Zwischen beiden entspann sich folgendes Gespräch: „Was haben Sie soeben unter Ihrem Mantel versteckt?“ „Mein Schwert, das ich aus der Scheide ziehen werde.“ „Zeigen Sie es mir.“ „Hier“ — und der Künstler zog eine mit Burgunder gefüllte Flasche hervor. Der Direktor nahm sie an sich, leerte sie in langsamen Zügen und übergab sie dem Schauspieler mit den Worten: „Hier haben Sie die Scheide, das Schwert habe ich verschluckt.“

Vermischtes vom Tage.

— In der Hennegauischen Industriestadt Lodelinsart ist vergangene Woche mitten in der Nacht die Gasanstalt in die Luft geflogen. Die Trümmer wurden weithin über das Stadtgebiet geschleudert. Der angerichtete Schaden ist sehr beträchtlich; viele Häuser sind beschädigt, Personen wurden nicht verletzt. — Die minderjährige Tochter des Wiener Reichstags- Abgeordneten Dr. Kronawetter wurde entführt. — Auch ein Vergnügen. 150 Personen, meist Künstler und Schriftsteller, versammelten sich in der Nacht zum letzten Sonntag in den Pariser Katakomben zu einem Mitternachtskonzert. Die Musiker der Großen Oper spielten zuerst Chopin's Trauermarsch, Saint-Saens' Todtentanz, dann Pariser Gassenhauer. — In Marseille wurde ein Mann zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, der, ohne jemals Medizin studirt zu haben, zwei Jahre auf einem großen Postdampfer Arzt gewesen war und mehrere gelungene Operationen vorgenommen hatte. — Aus Anancy in Savoyen wird von einem Berggrüsch gemeldet, der sich in der Nähe des Weilers Choseaux ereignete. Der dort vorbeischießende Wildbach Nant Bruyant führt infolge dessen einen theilweise bis zu 10 Metern hohen Schlammstrom mit sich, den er in den Fierfluß ergießt. Die abgestürzte Masse ist etwa 15 000 Kubikmeter groß. Es gingen dabei acht Häuser zu grunde. Man fürchtet eine Verstopfung des Fierflusses. — In Rom hat sich ein siebzijähriger Greis vom tarpejischen Felsen heruntergestürzt. Er war sofort todt. — Groß-Gauner. Sämmtliche Direktoren und Verwaltungsräthe des Bergwerks Zennap bei Lütlich sind wegen Veruntreuung von zwei Millionen verhaftet worden. — In Courtrai (Belgien) wurde von Arbeitern, die eine neue Straße anlegten, ein Kistchen Goldstücke, die über 300 Jahre alt sind, gefunden. Die Goldstücke sollen einen Werth von 40 000 Franks haben. — In Batu brannte eine Kerosinfabrik mit 200 000 Pud Naphtha sowie das Reservoir einer anderen mit 200 000 Pud Kerosin ab; eine dritte Fabrik gerieth in Brand. — c. e. In Turuu Magarele (Rumänien) hatte ein Oberleutenant von einem Kaufmann zwei Ohrseigen bekommen. Am anderen Tage lauerte er mit seinem Feldwebel und zwei Soldaten den Kaufmann auf der Straße auf, bearbeitete ihn mit der Klinge und ließ ihn von den Soldaten durch die Hauptstraßen der Stadt schleifen. — Temesvar, 6. April. Infolge enormer Regengüsse sind der Temesfluß und der Begatanaal bedenklich gestiegen und haben weite Strecken überschwemmt. Der Schutzdienst wurde in Permanenz erklärt. Am Vega-Ufer stürzte eine Baracke ein, wodurch der Stromaufseher getödtet und vier Arbeiter schwer verwundet wurden. Bei Kossowa wurde der Eisenbahndamm fortgerissen. —